

(Nachdruck verboten.)

20]

Der Wittiber.

Von Ludwig Thoma.

Er sah es deutlich und un schön vor sich, wie es nun kommen werde. War sie bei anderen Leuten im Dienst, hernach brachten ein paar Weibsbilder das Gerede schnell genug heraus, und jeder hatte Verdacht auf ihn. Hinterdrein kam das Kind zur Welt und mußte vor Gericht einen Vater haben; und was sollte das Frauenzimmer abhalten, den zahlungsfähigen Schormayer anzugeben, wenn es obendrein nicht mehr in seinem Dienst war?

Heilig's Kreuzdonnerwetter! Wie sie in der Gemeinde zähnen (spotten) würden, wenn sie 's für gewiß hatten, daß ein alter Esel aufs Eis gegangen war! Stichelreden im Wirtshaus und Gezänk daheim, und Alimenter zahlen als Austräger.

Der Handgaul fuhr erschrocken in die Höhe, weil ihm der Bauer in seiner stillen Wut eins überzog.

Und die ganze Verwandtschaft rundherum hatte ihre Unterhaltung über ihn.

Gelt, das war Zeit, daß der Schormayer abdankte, wenn er zu seinen Ehhalten (Dienstboten) in die Kammer schlich und den Respekt nicht mehr aufrecht halten konnte?

Wie oft sie die Schormayeren im Grabe umdrehen würden, damit sie seine Schledchtigkeit in der ganzen Größe ausmalen könnten! Das war eine liebe Zukunft, die sich da zusammensog.

„Du Kramp'n, Du badächtiga, fo'scht Du nit aufpass'n? Fall am ebna Weg z'samm vor lauta Faulheit!“

Diesmal bekam der stolpernde Sattलगaul einen saftigen Peitschenhieb.

Aber vielleicht war es nur eine Aengstlichkeit von der dummen Person. Sie glaubt es, daß sie in der Hoffnung ist, sie glaubt es bloß; also war es noch nicht gewiß?

Nix! In der Sache kennt sich der Dümme aus und wird ehender zu wenig als zu viel sagen. Mit dem Trost war es nichts. Saggeradi! Wenn er der Dumme war, der für einen anderen zahlen sollte? Aber nie war ein Sterbenswörtel davon laut geworden, daß es die Benzi mit einem Burtschen in Kollbach hatte, und nicht einmal die Ursula hatte in der größten Wut eine Andeutung gemacht, und der war's doch gewiß nicht ausgekommen.

Es bleibt schon an dir hängen, Schormayer, und das Reh hat kein Loch. Da war guter Rat teuer.

Das nächste mußte sein, einmal ausführlich mit der Benzi reden; und sie fragen, wie sie's selber im Sinn hatte mit der Sache da, mit der Angabe von der Vaterschaft, und auch, wohin sie in Dienst gehen wolle.

Ja, das war das nächste.

Vielleicht ließ sich das Mensch überreden, weit fort zu gehen und für ein paar hundert Mark sich einzulassen, daß es überhaupt keinen Vater nannte.

Das gab es doch auch, daß eine dem Gericht nichts sagte; und bei der ersten Fuhr nach Dachau wollte er einen Advokaten fragen. So, als wenn es sich um einen andern handelte würde.

Also, das war jetzt einmal zu tun, und hernach konnte man sehen, wie das Rad weiter lief.

Er war schon nahe am Dorfe, und der Moosrainer Simon, ein Kleingütler, kam ihm mit seinem Ochsen Schlitten entgegen.

„Grüß Di Good, Schormoar!“

„S' Good,“ brummte der Bauer.

„Fahrt D'oiwei no Bamm fü r'n Maier z' Dachau?“

„Ja.“

„Heunt hofcht an D'suach kriagt, ael?“

„Z?“

„Freili; an Vormittag scho.“

„Da woach i nix; i bin an Holz drauß g'wen.“

„D' Leut sag'n, es war g'wiß a Hochzeita für Dei Urschula?“

„Ae wiss'n na mehra wia'r i.“

„Mi moant hast, wei' f' gar so a nobels Zeug'l (Gespann) g'habt hamn.“

„Bo mir aus!“

„Di bekümmert dös gar it viel, han?“

„Z wer' 's scho seh'n, bal i hoam kimm.“

„No ja, freili! Du bringst Dei Tochter leicht o. Pfüat Di!“

„Adjes!“

Es bekümmerte den Schormayer wirklich nicht viel, ob die Ursula ein halbes Jahr früher oder später aus dem Haus kam; er hatte andere Sorgen. Er ging deswegen um keinen Schritt schneller; und wie er daheim angelangt war, spannte er ohne Uebereilung die Gänse aus.

Der Lenz half ihm dabei und sagte:

„Bata, 's Wasel vo Arnbach is scho seit a'r a fünf Stund do.“

„So?“

„Und da Brüdl vo Hirtlbach is bei ihr.“

„So? Was macht denn da Schimmi (Schimmel)?“

„Z moan, es gang eahm beffa.“

„Zs da Dokta it da g'wen?“

„Jo. Er sagt, er kimm scho durch.“

„Z wer' n amol o'schaug'n.“

Der Schormayer ging zu dem kranken Gaul und fühlte ihn an.

„Mir kimm für, daß a nimma so hart waar.“

„Es is quatsch g'wen, daß ma 'n glei warm ei'geb'n hamn, sagt da Dokta.“

„Bast no weita quatsch auf! Du bleibst morg'n no dahoam, und i fahr wieda an 's Holz auß.“

Er ging gemächlich dem Hause zu; unterwegs blieb er stehen und schaute zum Kuhstall hinüber.

„Z wer' f' morg'n in 's Holz kemma lass'n, da hamn ma nacha Zeit zu'n Disch'rier'n,“ brummte er vor sich hin, und dann stampfte er vor der Tür den Schnee von den Schuhen. Im Flöß (Flur) kam ihm Ursula entgegen.

„Bata, es waar a D'such da.“

„Zs scho recht.“

„Soll i da'r an Kaffee in d' Stub'n eini bringa; Du werst was Warm's mög'n?“

„Du bist ja heunt ganz ausnahmweis freundi.“

Es konnte ihm schon auffallen, daß er nach langer Zeit wieder ein lachendes Gesicht daheim sah.

„Z ho Da'r oan aufg'ho'b'n,“ sagte Ursula zuckersüß.

„Bring an no eina!“

Wie der Schormayer in die Stube eintrat, stand die Schneiderin von der Ofenbank auf, und der Brüdl Kaspar räfelte sich langsam in die Höhe.

„Du werst it schlecht schaug'n, daß Du ins da auftriffst?“ sagte die Schneiderin.

„Mi is ganz recht, daß D' amal kemma bist.“

„Z ho oan bei mir, an Brüdl Kaschpa vo Hirtlbach.“

Der Schormayer nickte dem fremden Menschen zu.

„So? Du bist da jung Brüdl? An Bata kenn i wohl.“

„Er hot ma 's g'sagt.“

„A G'schäft hätt' a mit Dir,“ fiel die Schneiderin ein.

„Was für oanz?“

Der Kaspar räusperte sich und fuhr sich mit der Hand über den Kopf.

„Z,“ sagte er, „sollt an Frühjahr an Hof übanehma, und durch dös sollt i heirat'n, indem daß de Alt'n aa nimma weita macha woll'n, und weil na do a Bäurin in 's Haus muach, und durch dös hon a ma denkt, ob's d' ma du it dei Urschula geb'n kunnst.“

„So?“

Der Schormayer holte sein rotes Sacktuch hervor und schneuzte sich erst einmal.

„Mhm!“ sagte er. „Z fae it na, und üba de Sach laßt sie red'n. God (seh) di no hi!“

Der Kaspar ließ sich auf die Ofenbank nieder, und der Bauer setzte sich an den Tisch.

„So, so? Mei Urschula mögst Du heirat'n? Dia viel moanst d', daß f' nacha kriag'n sollt?“

Kaspar sah zur Schneiderbäuerin hinüber, und sie nahm für ihn das Wort.

„A tausend a fufzehni, hon i eahm g'hoaf'n.“

„Fufzehni?“

Der Schormayer schaute nachdenklich auf den Boden.

„Bal's mehra san, macht 's aa nix,“ sagte der Kaspar fröhlich.

„Mehra wer'n 's kaam, mei Liaba. Aba auf fufzehni funnt 's nausgeh.“

„Do waar er scho z'fried'n,“ fiel die Schneiderin ein.

„Dös hoast, bal sie 's baar kriaget,“ sagte Kaspar.

„Baar omei; de Hypothek'ng'schicht mag i selm it, und 's Geld liegt auf. Nach da Hozet (Hochzeit) wurd' 's auszahlt.“

Die Schneiderin stieß ihren Schützling mit dem Ellenbogen an.

„No also! Nacha seid's ja scho handeloans, brauch't's grad ei'schlag'n.“

Aber der Kaspar räusperte sich doch noch einmal.

„Wia is na dös? Tat sie na was erb'n (erben) aa no?“

Ursula hörte die Frage, denn sie brachte gerade den Kaffee herein; und nachdem sie ihn auf den Tisch gestellt hatte, blieb sie erwartungsvoll stehen.

Der Schormayer rührte den Zucker um und überlegte sich die Antwort.

„Irb'n?“ fragte er. „No sei, aba hoaf'n thua'r i nix g'wiß; und bal nix dazwisch'n funnt, bis i stirb, kriagt f' scho no a Broda.“

Ursula hatte wirklich ihren freundlichsten Tag, und mit der mildesten Stimme sagte sie:

„Was soll sie denn do dazwisch'n kemma, Bata? Do funnt sie do nia nix dazwisch'n.“

„Dös woaf' mi it.“

„Aba, Bata, woaf't do, daß mi di in Ehr'n hamn; und übahaupts brauch't d' koan Rumma üba dös gar it hamn.“

„I ho scho koan; und bal all's mit Recht'n geht, werst d' scho was kriag'n. Aba dös is mei guata Will'n, was i hint laß; und wasprecha thua'r i nix.“

Die Schneiderbäuerin wollte noch hilfreich sein.

„S' Geireth'n hoast d' do aa nimma'r an Sinn?“

„Geunt net. Aba woaf' i, was morg'n is?“

„Geah zual! Du werst üba Nacht it anderst g'sinnt wer'n.“

„I glaab 's selm it; aba dös is sch' gnua, wann i fufzehntausend baar auszahlt, und auf nix anders laß i mi net ei.“

(Fortsetzung folgt.)

4)

Luls.

Von Wilhelm Holzamer.

Er war, als er nach der Beerdigung heimgekommen war, die Treppe hinaufgestiegen, ohne noch einmal in das Schlafzimmer zu gehen, in dem sie gestorben war, und darin der Pantrag nun lag. Er war in das mittlere Zimmer oben eingetreten, das die beiden Fenster dicht nebeneinander hatte, und das zur Hälfte über dem Wohnzimmer unten und dem Hauseingang lag. Seine Läden waren geschlossen, und es war ein schummeriges Licht in dem Raume. Und durch die beiden Herzen im Fensterladen und den Spalt, wo die beiden Teile ein wenig klafften, belam das Zimmer Licht. Man konnte kaum die Gegenstände unterscheiden. Am die Wand lief eine dunkelbraune Täfelung, in der einen Ecke stand ein Bett mit einem Himmel aus buntem Kattun, dunkel und groß gemustert, und auf der rechten Seite in der Ecke stand ein Eschschrank mit schwerem Eisenbeschlag. Daneben, in der gleichen Art beschlagen, aber bunt bemalt, eine schwere, lange Truhe. Links von ihr der Tisch, und vor dem Tisch ein Stuhl mit zerfällissem Strohgeflecht. Seine Augen hatten sich nun an die Dämmerung gewöhnt und suchten die Gegenstände ab. Es hing für ihn kein Erleben an ihnen. Seit Jahren hatte er das Zimmer nicht betreten, und es war wohl auch eben so lange nicht benutzt worden. Ueberall waren Spinnweben; fuhr man mit der Hand über etwas hin, zeichnete sie sich im Staub ab, und als nun durch die beiden Herzen des Ladens zwei Sonnenstrahlen quer durchs Zimmer fielen, tanzten die Staubkörner drin, die die Hand des Bauern aufgetrieben hatte. Lange war das Zimmer nicht gelüftet worden, und es war muffig drin. Muffig, lahl, unfreundlich war's, aber so war's ihm gerade recht. Hier konnte er seinen Grimm tiefer und tiefer in sich hineinwühlen und konnte dran fressen und beißen.

Die erste Nacht hatte er an ihrem Bette gewacht und gemeint. Dann waren ihm die Tränen verfliegt, und alles war Düsterei in ihm geworden. Und dann war die eine Frage gekommen, in der sein Zorn stärker war als sein Schmerz: die eine Frage, warum?

Er fühlte, hier konnte er sie tausendmal stellen, und tausendmal bohrte sie sich tiefer in ihn hinein. Es war auch eine Antwort in ihm — und beständig kam die Frage der Antwort ein wenig näher — aber die Antwort selbst kam nicht. Es war etwas, das sie nicht kommen ließ. Zwei Augen sah er, die ihn angesehen hatten, nachdem ein Mund ihm sein Schicksal verkündet hatte: sie ist tot. War's das? Oder was war's? Waren's die harten, leeren Wände, war's das Fremde um ihn — oder war's das alles gar nicht, und war die Antwort gar nicht zu finden auf dies ewige Warum, das ihm wie ein Nagel in der Brust saß, und das er mit geballten Fäusten drohend zum Himmel warf.

Keine Träne, keinen Laut, kein Wort — nicht einmal einen Gedanken. Nur das Gefühl der Bitternis — und einen grausamen Haß. Grausam und unbegreiflich. Sich und die Welt, Gott und das Leben haßte er. Und er haßte das Kind. Das war's — ja, das war's und er schlug sich beide Fäuste gegen die Stirne und griff sich mit harten Fingern an den Mund und schloß ihn zu. Dann sank er in sich zusammen und brütete vor sich hin und fing von vorne an, sein Warum in sich zu bohren.

Drei Tage lang blieb der Winterenheimer oben in der düsteren unwohllichen Stube, kümmerte sich nicht um seinen Hof und nicht um sein Kind, schloß alles in sich zu, was ihn angehen mußte, und ließ nichts in sich aufkommen, was ihm Erleichterung verschaffen konnte. Wenn sie ihn geschlagen und gequält, mißhandelt und eingesperrt hätten, das wäre ihm am liebsten gewesen — daß er sich hätte erwehren müssen, kämpfen und toben und seine Fäuste gebrauchen und ringen, bis ihm der Atem vergangen wäre.

Zufällig war er einmal an das Fenster getreten und hatte durch den einen Herzschnitt hinausgesehen. Da lang der Garten — die Bäume mit den Früchten, die Beete und Blumen, die Buchs-einfassung um die Rabatten, der Nebengang, der schon gelb zu werden begann, und dahinter, ein wenig nach rechts von seinem letzten Bogen aus, war die Himbeermauer, wo die Gartenbant stand, von der man die Aussicht genos.

„Könnte sie nicht da noch sitzen?“ fragte sich der Bauer. Dann erst sagte er sich:

„Da hat sie oft geseffen und hinuntergesehen,“ aber das wurde nicht weich und wehleidig, es wurde nur grimmig und bitter. Aber er mußte stehen und nach der Stelle schauen, und so sehr sie seinen Zorn reizte, es war ihm doch, als fühle er eine Erleichterung. Er hatte sich Wein geholt und Essen bringen lassen und hauste hier oben, ohne jemand zu sich zu lassen. Die alte Lisett hatte ihm das Bett überziehen wollen, er hatte es aber nicht geduldet. Er warf sich so darauf, in Kleidern und Stiefeln, und hing seine Rut nach, die immer dumpfer und ohnmächtiger wurde.

Am dritten Tage in der Früh stieß er die Läden auf. Beide auf einmal, breit und stark. Er hielt das Düstere nicht mehr aus. Motten flogen aus allen Ecken auf und fanden sich in der plötzlichen Lichtfülle nicht zurecht. Er aber sah mit festen und sicheren Augen in den Morgen. Drüben überm Looh stand die Sonne. Die Leute erzählten, auf dem Looh habe Napoleon auf seinem Schimmel gehalten — und unten, die Landstraße hin, sei das Heer gezogen, immer weiter nach Paris zu. Es war wohl gar nicht wahr. Was sollte er da oben auf dem Looh tun, wenn unten sein Heer zog. Aber doch — wenn er da gehalten hat auf seinem Schimmel — weit konnte er sehen — und es muß schön ausgehsehen haben. Das grüne Looh und ein paar Reiter darauf — und unten die Chaussee hin das Heer. Der Winterenheimer sann einer Erzählung seines Großvaters nach, der Napoleon noch gesehen haben wollte. Dabei gingen seine Augen über das Land. Von Hügel zu Hügel, von den Dörfern auf den Höhen zu den Wiesen im Talgrund. Hatte er's je so gesehen? Und er war doch hier aufgewachsen und sein Lebtage hier gewesen! Nun waren ihm auf einmal die Augen aufgegangen. Er nannte die Namen der Dörfer, nannte die Gewannen der Gemarkung, und seine Augen gingen von Feld zu Feld. Dem gehörte das und dem das, — und das waren seine Acker, der hier und dieser dort, jener und jener.

Es war morgenstill noch, und das Dorf schien so viel tiefer unter dem Winterenheimer Hof zu liegen, als es wirklich lag.

Dann läutete es Morgen, und nun rührte sich's im Hof.

Da gehörte er hin. Er ging hinunter — erst ein wenig geduckt — dann von Stall zu Stall und war gleich wieder mit Anordnung und Tadel, Vorschlag, Frage und Auftrag in seinem Betrieb drin und daheim.

Das Bohrende war nicht aus ihm gewichen. Er verkroch und verschloß sich nicht mehr — aber der Grimm war geblieben und war kalt und hart in ihm geworden und saß ganz fest. Er betrat nicht das Schlafzimmer und trat nicht an die Wiege vom kleinen Pantrag. Den besorgte die alte Lisett, und manchmal hörte man sein Schreien. Dann wich der Vater weiter vom Hause weg, oder er verschloß die Fenster von seiner Stube oben. Er hatte sich die Stube nun wohllich machen lassen und behielt sie bei. Er aß und schlief hier, und manchmal geschah es, daß er bis tief in die Nacht beim Wein hier saß. Verstoßen hatte er die Krüge sich anfangs heraufgeholt, — dann tat er's ohne Scheu, und manchmal stand er mitten in der Nacht auf und stieg in den Keller hinunter. Es war so gut, den Wein zu haben.

Die Herbstarbeiten waren auf dem Hofe längst im Gang, und der Winterenheimer hatte noch nicht nach seinem Sohne gesehen. Er hatte auch nicht gefragt. Manchmal war's ihm — und in der letzten Zeit immer mehr — in die Kehle gestiegen, an die Lisett die

Frage zu tun. Aber er schlang's hinunter — und manchmal, da es sich ihm gar zu trocken und eisenhart die Kehle hinunter quälte, ging er ans Faß und zapfte sich einen schweren Trunk.

Der alte Stieb ist nicht jähzornig, wie sonst die Steinmehnen sind, und wie ihm, da er gerade mit der Fundamentierung für den Grabstein auf dem Friedhof beschäftigt ist, der Winterheimen Reprochen um Reprochen macht, wirft er ihm nicht Hammer und Keile an den Kopf, sondern legt sie ruhig beiseite und sagt:

„Macht Ihr's dann, Winterheimen.“

Und nun steht der Winterheimen ratlos und fühlt, daß ihm nichts anderes übrig bleibt, als das zu sagen, was er sich die ganze Zeit schon zu sagen gewünscht hat. Und ist drum herum gegangen, wie die Kasse um den heißen Brei.

„Na, Stieb,“ bittet er — aber dann stecken ihm die Worte fest.

„s doch meiner Seel wahr,“ erwiderte der Stieb, „und man ist doch kein Schulbub.“

„Na ja — aber —“ und er wartet ein bißchen. Doch es hilft ihm nichts: „Ich will ihn doch nit dahin haben, das ist ja grad auf den Kopf.“

„Was sagt Ihr, Winterheimen?“

„Na ja, 's ist doch wahr.“

„s is grad auf den Kopf! Na, wo dann hin?“

„Ja, wo dann hin?“

„Das ist vorgeschriebene Fluchtlinie,“ erklärt der Stieb und legt die Richtschnur an.

„Kann sein, aber da drückt er zu sehr!“

Der Stieb guckt ihn einmal groß an und verbeißt sich ein Lächeln. „Tot ist tot, Winterheimen, und die da drunten — o mein, die spüren nix mehr.“

Er ist hart, der Stieb, und hat kein Gefühl dafür. Er hat all die Grabsteine gesetzt seit mehr als zwanzig Jahren, und wenn er bei jedem hätte Rücksicht nehmen wollen, was die Leute für Wünsche hatten, dann ständen sie wie Kraut und Rüben. Ordnung muß sein — und er hat die Ordnung nicht gemacht. Wäre die Reihe tiefer angefangen, käm der Stein jetzt auch ein Stück tiefer zu stehen — eines hängt immer vom andern ab, das ist so.

(Schluß folgt.)

Fischerleben der Kjökkenmöddingerzeit.

Von Heinrich Cunow.

Während die altskandinavischen Fischer nirgends zum Landanbau übergegangen sind, ist es recht wahrscheinlich, daß sie bereits in ihren Ansiedlungen den Hund als Wachtier hielten, vielleicht auch schon beim Aufscheuchen und Jagen des Wildes benutzten — die allerersten Anfänge der Tierzucht. Wie die eingeschlagenen Hundeschädel und die angeschlagenen Hunderöhrenknochen in den Kjökkenmöddingern beweisen, ist der schafalähnliche Wildhund zuerst genau so gejagt und verzehrt worden wie der Wolf, der Fuchs, die Wildkatze usw., und selbst in später Zeit scheint er, wenn es an anderem Fleisch mangelte, noch vielfach geschlachtet worden zu sein. Jung eingefangene kleine Wildhunde aber wurden nicht immer sofort getötet, sondern häufig mit in die Ansiedlung genommen, um dort aufgefüttert und später bei passender Gelegenheit verpeist zu werden. Sie erhielten abgenagte Knochen und Fleischabfälle hingeworfen, gewöhnten sich an die Anwesenheit der Menschen und wurden häufig die Freunde und Spielgenossen der Kinder. Fehlte es nicht an Fleisch, ließ man den Kindern diese tierischen Freunde und zog auch, wenn die Hündinnen Junge warfen, den Nachwuchs auf. So entstand in den Ansiedlungen eine Art Spezies halbgezähmter Wildhunde, die trotz der sicherlich oft rohen Behandlung eine gewisse Anhänglichkeit an die Bewohner der Ansiedlungen fesselte. Infolge ihrer Wachsamkeit und ihres leichteren, durch das geringste Geräusch aufgestörten Schlafes eigneten sie sich vorzüglich zu Wächtern während der Nachtzeit.

Wie bekannt, benutzen auch die Australier bereits den halbgezähmten Dingo als Wacht- und Jagdhund. Die Tiere laufen frei auf der Lagerstätte und deren Umgebung herum, und es ist durchaus nicht selten, daß ein solcher Dingo, wenn er von seinem Herrn gar zu wenig zu fressen erhält, ihm davonläuft und entweder zu vagabundieren beginnt, also wieder zum wilden Dingo wird, oder daß er eine andere Horde aufsucht. Da der gezähmte Dingo nur wenig zu fressen erhält, oft längere Zeit fast nur Pflanzennahrung, so befindet er sich gewöhnlich in einem schlechten Ernährungszustande und steht an Größe meist beträchtlich hinter dem in der Freiheit lebenden wilden Dingo zurück. Wahrscheinlich würden die gezähmten Dingos völlig entarten, wenn ihnen nicht durch Vermischung mit jung eingefangenen wilden Dingos immer wieder frisches Blut zugeführt würde.

Weist wird von den dänischen und schwedischen Forschern die primitive Kultur ihrer Länder überschätzt. Sie möchten gerne dartun, daß schon in der sogenannten mesolithischen Uebergangszeit Skandinavien in Bezug auf seine technische Entwicklung den südlicheren Gegenden Europas nicht nachstand. Tatsächlich unterscheiden sich aber die Steinwerkzeuge der älteren Kjökkenmöddinger-

zeit kaum von denen aus der Renntierzeit Mitteleuropas. Sicher stehen sie nicht höher als diese, eher niedriger. Das Anschleifen der Schneide der steinernen Werkzeuge beginnt im Norden erst im weit späteren Zeit, frühestens im dritten Jahrtausend vor unserer Zeitrechnung. Nur finden wir unter den altdänischen Funden mancherlei abweichende Formen, die sich aus dem Vorherrschenden des Fischfanges erklären — so zum Beispiel lange und dabei schmale, oft etwas gekrümmte Feuersteinmesser, vielleicht zum Spalten beziehungsweise Aufschneiden großer Fische bestimmt, ferner nach innen ausgerundete, mit steinernen oder hölzernen Handgriffen versehene Schaber, höchstwahrscheinlich dazu benutzt, runde, dicke Holzstangen und -keile abzuschaben, ferner breite Steinbeilklingen und verschiedenartige kleinere und größere Keile mit breiter Schneide, sogenannte Spalter, teilweise in Holzgriffen gefaßt, die wahrscheinlich zum Spalten von Baumstämmen gedient haben.

Mannigfaltiger und sorgfältiger sind die Werkzeuge aus Hirshhorn und Knochen, darunter vornehmlich lange Knochenharpunen mit oft sechs bis acht starken Widerhaken zum Speichen größerer Fische, kleine Hammerbeile aus Hirshhorn, Pfriemen und Nadeln aus Knochen, vierzählige, kammartige Haken zum Zerteilen der Tierleichen usw. Seltenerweise fehlen in den ältesten Ablagerungen noch alle Fisch- und Angelhaken. Es kann deshalb mit Sicherheit angenommen werden, daß noch viele Jahrtausende nach der Anlegung der ersten Niederlassungen an den Küsten der Fischfang lediglich mit Fischspeeren und Harpunen, sowie mit aus Winsen geflochtenen Netzen und Reusen betrieben worden ist, vielleicht auch, wie dies noch heute von manchen nord- und südamerikanischen Indianerstämmen geschieht, mit Pfeil und Bogen.

Vergleicht man die in den Küchenmüllhaufen gefundenen Werkzeuge mit den Werkzeugen und Geräten der Fischerböcker an der nordamerikanischen Westküste, der Klamath-Indianer, Tschinuks, Kwakiutl, Tlinkiten (Kolofochen), Haidas usw., dann ergibt sich auf den ersten Blick, daß die Fischer an den Westküsten der Ostsee im fünften, vierten Jahrtausend vor unserer Zeit noch immer um mehrere Entwicklungsstadien unter jenen amerikanischen Indianerstämmen standen und kaum jene Stufe wesentlich überschritten hatten, auf der heute noch die negritischen Küstenhorden der Andamaneninseln im bengalischen Meerbusen, südlich von Birma, stehen. Will man die Nahrungsbeschaffung der Urfisherbevölkerung Dänemarks und Südschwedens verstehen, muß man daher das Leben und Treiben jener Negriten betrachten.

Wie die altnordischen Fischer sind auch die Küstenbewohner der Andamaneninseln, obgleich sie keinen Landbau treiben, längst zur festen Ansiedlung vorgeschritten. An den Küsten — die Bewohner des Binnenlandes stehen auf etwas tieferer Stufe — beherbergen diese Dörfer meist 50 bis 80, hin und wieder auch über 100 Personen. So lang wie die Fischer Alt-Dänemarks bleiben freilich die Minkopies nie in ihren Küstendörfern. Haben sie diese längere Zeit, vielleicht einige Generationen hindurch bewohnt, siedeln sie sich an einer anderen, günstigeren Stelle des Ufers an, oft nur einige tausend Schritt entfernt. Ein Wegziehen in weitentfernte Gegenden ist schon deshalb ausgeschlossen, weil jede Dorfzucht ihren bestimmten gewöhnlich mehrere Quadratmeilen großen Jagd- und Küstenbezirk hat und ein Eindringen in fremde Bezirke zum blutigen Kampf mit der dortigen Bevölkerung führen würde. Der Hauptgrund, der die Minkopies zur Auffassung neuer Ansiedlungsstätten treibt, ist der Gestank ihrer Küchenmüllhaufen. Ganz ebenso wie die altnordischen Fischer schütten auch die Eingeborenen der Andamaneninseln ihre Küchenabfälle neben ihren Dörfern auf einen Haufen, und diese Haufen von Muschelschalen, fallenden Knochen, Fischgräten, Eingeweiden und verwesenden Pflanzenresten erzeugen während der trockenen Jahreszeit in der heißen Sonnenglut einen derartigen Gestank, daß selbst die wenig empfindliche Nase der Minkopies neben diesen Müllhaufen nicht auszuhalten vermag. Man zieht weiter, um vielleicht nach mehreren Menschenaltern, wenn inzwischen auch der Wohnplatz allzu verpestet ist, nach der früheren Ansiedlungsstätte zurückzuziehen und auf oder neben den alten Reichtümpfen neue Abfälle aufzuschichten. So sind denn auch im Laufe der Zeit an manchen Stellen der Andamaneninseln, vornehmlich in Südandaman, ganz ansehnliche Kjökkenmöddinger entstanden, die denen der dänischen Inseln völlig gleichen, wenn sie auch meist kleiner sind.

Die Hauptnahrung liefert auch dem Küsten-Minkopie der Fischfang, der meist mit kleinen, aus Bast und Fibern geflochtenen und mit Wachs eingeschmierten Handnetzen, mit Fischspeeren und Harpunen sowie mit Pfeil und Bogen betrieben wird. Der Minkopie ist im Fischschießen und Fischspeeren sehr gewandt. Entweder schießt und speert er vom Einbaumboot aus, oder er geht bis zur Hüfte ins Wasser und wartet dort unbeweglich so lange, bis er größere Fische erspäht. Da es an Fischen nicht mangelt, so fischt der Minkopie selten weit von der Küste; doch wagt er sich in seinem schmalen Einbaumboot immerhin bis zu einigen Meilen Entfernung auf das Meer hinaus. Mit den kleinen Handnetzen fischt der erwachsene Mann nicht gern; er überläßt das den Jungen und Frauen, die auch das Einsammeln der Muscheln (Müster) sind sehr zahlreich, Wassersneden, Kerbtiere, Eidechsen besorgen. Den Gebrauch von Angela und Fischhaken kannten die Eingeborenen vor der Annexion der Inseln durch die Engländer nicht.

Weit lieber als auf den Fischfang zieht der Minkopie auf die Jagd aus. Das Fischen gilt ihm gewissermaßen als eine Arbeit, die

Jagd aber als ein Vergnügen, besonders die Jagd auf Geflügel, Schildkröten und vor allem auf Wildschweine. Er ist ein leidenschaftlicher Jäger; und die kleinen Jagdtrupps bleiben, nachdem sie sich mit genügendem Mundvorrat ausgerüstet haben, oft tagelang der Anfechtung fern. Als Jagdwaffen dienen der Bogen (oft sechs bis sieben Fuß hoch) mit verschiedenartigen größeren und kleineren Pfeilen, der große Stoßspeer (nicht selten 15 Fuß lang) und der kleinere Wurfspeer.

Jagd, Fischfang und Honigsuchen wie auch die Anfertigung der Waffen, Stein- und Muschelwerkzeuge, der Einbaumboote und der zum Hüttenbau erforderlichen Pfähle und Stangen gehören zum Arbeitsrequisit des Mannes. Der Frau fällt, abgesehen von der Aufzucht des jungen Nachwuchses, das Einsammeln der Muscheln, Schnecken, Kerbtiere, der Beeren, Früchte, Wurzeln, Eier zu. Ferner gehört zu ihren Obliegenheiten das Flechten der Körbe, das Knüpfen der Netze und Netzfäden, die Herstellung der rohen Kochtöpfe, die Reinhaltung der Hütte und die Unterhaltung des fast ständig brennenden Feuers auf dem in einer Ecke der Hütte aus Lehm und Steinen errichteten niedrigen Herd, das Wasserholen und die Zubereitung fast aller Speisen — bis auf das Braten der erlegten Wildschweine, das vom Mann besorgt wird, und zwar nicht in der kleinen Wohnhütte, sondern in der am Ende jedes Dorfes errichteten großen gemeinschaftlichen Kochhütte.

Wie ein Vergleich der älteren Steinwerkzeuge aus den altdänischen Kjökkenmøddingeru mit den Werkzeugen der Mikropies ergibt, stehen beide auf ungefähr gleicher technischer Entwicklungsstufe. Sie gehören beide der sogenannten frühneolithischen Phase an. Auch darin zeigt sich eine gewisse Übereinstimmung, daß der Mikropies nur noch seine größeren Werkzeuge, Hämmer, Beilklingen, Meißel, Schlägel usw. aus Stein herstellt, und zwar, da ihm der Feuerstein fehlt, aus Quarz, Basalt und Sandstein. Die feineren Gegenstände, die der nordische Fischer einjt aus Hirschhorn und Knochen anfertigte, wie Pfeil- und Speerspitzen, Kfrien, Ahle, Messer, Sägen, kleine Schaber, macht der Mikropies aus harten Muschelschalen, Fischgräten, Bambus usw. Hirschhorn kann er nicht verwenden, weil es auf den Andamaneninseln keine Hirche gibt. Noch mehr als die Steinwerkzeuge gleichen sich die altdänischen und die andamanesischen Tongefäße.

Ungefähr zwei Drittel der Nahrung bestehen aus Muscheln, Fischen und Fleisch, das übrige Drittel aus Pflanzentrost, Eiern und Sonja.

Die von den Frauen im Walde gesammelten Beeren, Früchte, Knollen, Wurzeln werden roh gegessen oder auf heißen Steinplatten geröstet, teilweise auch mit Wasser oder Fett gesocht. Sogenannte zusammengesetzte, aus Gemüse und Fleisch bestehende Gerichte kennt der Mikropies jedoch nicht, noch werden vegetabilische Speisen zugleich mit Fleischspeisen genossen. Erst ist der Eingeborene seinen Fisch oder sein Fleisch, dann hinterher als besonderes Gericht sein Gemüse.

Sogar die ersten Anfänge einer Konservierung der Nahrungsmittel findet man bereits bei den Eingeborenen dieses Archipels.

Kleines feuilleton.

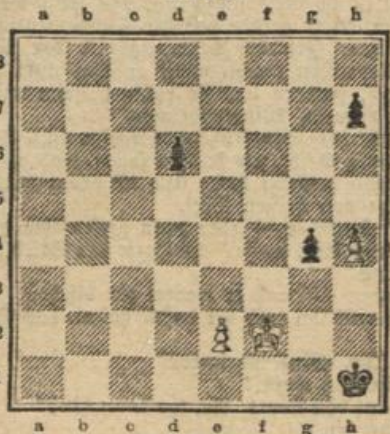
Hygienisches.

Das Lüften der Wohnräume im Sommer. Verhärztes Werte Winke über das Lüften der Wohnung in der heißen Jahreszeit bringt die Zeitschrift „Unser Weg“. Sobald die Morgensonne durch die Fenster scheint, sollen diese so dicht wie nur irgend möglich verschlossen werden, während man auf der Schattenseite der Luft ungehindert Eingang in die Wohnung verschafft. Abends vor dem Schlafengehen öffnet man sämtliche Türen und Fenster und läßt mit Hilfe des Gegenzuges ordentlich frische Luft in die Zimmer bringen. Auch des Nachts soll man Türen und Fenster, soweit dies möglich ist, öffnen, ganz besonders aber die oberen Teile der Fenster. Lediglich durch diese ist eine genügende Durchlüftung des Zimmers möglich. Auch häufiges kaltes Aufwaschen der Wohnräume und Fenstersteine sowie das Aufstellen von Gefäßen mit Wasser während der heißen Tage trägt außerordentlich dazu bei, daß uns beim Betreten einer so behandelten Wohnung eine angenehme Kühle empfängt und daß wir uns während der Hundstage in unseren vier Wänden am behaglichsten fühlen.

Die Sojabohne. In der „Kerzlichen Rundschau“ empfiehlt Dr. Roth-Halle sehr angelegentlich den Gebrauch der Sojabohne als ausgezeichnetes, vollwertiges, allgemeines Nahrungs- und Genussmittel. Sie zeigt einen ungemein hohen Gehalt der gerade für den Aufbau, die Erhaltung und den Anjaß unserer Körpersubstanz notwendigen Stoffe. Der Gehalt an Stickstoff beläuft sich bis auf zehn Prozent und übertrifft groß ist die Menge der Nährsalze. Mit Fleisch verglichen, tritt der bemerkenswerte Gehalt an Kalk und Magnesia hervor, was für den Aufbau des Knochengewebes von ungeschwehrem Werte ist. Die Sojabohne soll nach Roth ein Nahrungsmittel sein, dessen Gehalt und Mengenverhältnisse an Nährstoffen so reichlich, rein und zweckmäßig weder in tierischen noch pflanzlichen Produkten irgendeiner Art sonst gefunden wird. Auch in der Mangelkrankheit, bei Zuckerkrankheit, Gicht und Nierenkrankheiten soll die Sojabohne gut befruchtlich sein.

Schach.

Unter Leitung von E. Klavin.
Rind.



Weiß am Zuge macht Remis.

Lösung. 1. Kg3, h5; 2. e4, Kg1; 3. e5, de5. Patt.

Schachnachrichten. Nach der 8. Runde des Breslauer Turniers standen an der Spitze Marshall 6, Zarrajch 6 (1), Rubinstejn 5 1/2 (2), Teichmann 5 1/2 (2) und Duros 4 1/2 (2). Nachstehend Partien aus Breslau:

Französisch.

| | |
|-----------------------------------|----------|
| Zemilski | Marshall |
| 1. e2—e4 | e7—e6 |
| 2. d2—d4 | d7—d5 |
| 3. Sb1—c3 | c7—c5 |
| Ueblicher und besser | Sf8! |
| 4. Sg1—f3 | Sb8—c6 |
| 5. e4×d5 | e6×d5 |
| 6. Lf1—e2 | ..... |
| Einsacher do5! | ..... |
| 6. | Sg8—f6 |
| 7. 0—0 | Le7 |
| 8. Lc1—g5 | ..... |
| Stärker 8. de5, L×c5 (Sonst Le3); | ..... |
| 9. Lg5. | ..... |
| 8. | 0—0 |
| 9. d4×c5 | Lc8—e6 |
| 10. Sf3—d4 | ..... |
| Barum nicht Sa4? | ..... |
| 10. | Le7×c5 |
| 11. Sd4×e6 | ..... |
| Zu erwägen Sb3. | ..... |
| 11. | f7×e6 |
| 12. Le2—g4 | Dd8—d6 |
| 13. Lg4—h3 | ..... |
| Besser sofort L×S. | ..... |
| 13. | Ta8—e8 |
| 14. Dd1—d2 | Lc5—b4 |
| 15. Lg5×f6 | ..... |
| Schwarz drohte L×S nebst Se4. | ..... |
| 15. | Tf8×f6 |
| 16. Ta1—d1 | Dd6—c5 |
| 17. Dd2—e2 | Lb4×c3 |
| 18. b2×c3 | De5×c3 |
| 19. Td1×d5 | Sc6—d4 |
| 20. De2—h5? | ..... |

Der entscheidende Fehler. Richtig war 20. De4! (20. De3?, Sf3?, 21. g3, Tg6?) 20. Tf4; 21. De5! x.

| | |
|--|-----------|
| 20. | Tf8—e8 |
| Droht T×f2 nebst event. Do4f. | ..... |
| 21. Td5—e5 | Tf6—h6 |
| 22. Dh5—g5 | Th6×h3! |
| 23. Te3—c5 | Dc3—g3!!! |
| Ein sofort entscheidender, problemartiger Zug (droht Se2f). Leider nur „necesditas“, da nach Db2 gewann. Aufgegeben. | ..... |

Damenambit.

| | |
|--|------------------|
| A. Burn. | Dr. S. Zarrajch. |
| 1. d2—d4 | d7—d5 |
| 2. c2—e4 | e7—e6 |
| 3. Sb1—c3 | c7—c5 |
| 4. e4×d5 | e6×d5 |
| 5. Sg1—f3 | Sb8—c6 |
| 6. g2—g3 | ..... |
| Bess! erlangt hiermit ein gutes Spiel, aber kein gewonnenes. | ..... |
| 6. | Sg8—f6 |
| 7. Lf1—g2 | Lc8—e6 |

| | |
|------------|--------|
| 8. Lc1—g5 | Lf8—e7 |
| 9. d4×c5 | Le7×c5 |
| 10. 0—0 | d5—d4 |
| 11. Sc3—e4 | Lc5—e7 |
| 12. Lg5—f6 | Le7×f6 |
| 13. Dd1—a4 | Le6—d5 |
| 14. Se4×f6 | Dd8×f6 |
| 15. Tf1—d1 | 0—0—0 |
| 16. b2—b4 | ..... |

Eine Ueberstärkung. Die natürliche Fortsetzung war: 16. Ta1—c1, Kb8; 17. b4, Th8 usw.

| | |
|-------------|--------|
| 16. | d4—d3! |
| 17. e2—e4 | Ld5×e4 |
| 18. b4—b5 | Le4×f3 |
| 19. Lg2×f3? | ..... |

Bessere Remis-Aussichten bot: 19. bc6, L×L; 20. K×L, D×c6+; 21. D×D+, b6+; 22. Tacl, Td6; 23. Te3, Thd3; 24. Kb3 usw.

Ausgegeben. (Gegen Te2—e1 wächst kein Krant.)

Französisch.

| | |
|--|------------------------------|
| Treyball. Przejciorta. | ..... |
| 1. e2—e4, e7—e6; 2. d2—d4, | d7—d5; 3. Sb1—c3, Sc8—f6; 4. |
| e4—e5, Sf6—d7; 5. f2—f4, c7—c5; | 6. Sg1—f3, Sb8—c6. |
| 7. Lf1—d3 | ..... |
| Vorzuziehen a2—a3 oder Le2 | ..... |
| 7. | c5×d4 |
| 8. Sc3—e2 | Dd8—a5+ |
| 9. Le1—d2 | Da5—b6 |
| 10. 0—0 | Sd7—c5 |
| 11. f4—f5 | ..... |
| Der beste materielle Nachteil zwingt die Verzweigungsangriffe. | ..... |
| 11. | So5×d3 |
| 12. e2×d3 | e6×f5 |
| 13. Se2—f4 | Lc8—e6 |
| 14. Sf3—g5 | Sc6—d8 |
| 15. Sg5×e6 | f7×e6 |
| 16. Dd1—h5+ | Sd8—f7 |
| 17. Sf4×d5 | Db6—c6! |
| 18. g2—g4? | De6×d5 |
| 19. g4×f5 | Lf8—e7! |
| 20. Ta1—e1 | 0—0 |
| 21. Te1—e4 | Sf7×e5 |
| 22. Tf×e6? | Se5—f3+ |
| Aufgegeben. | ..... |